

Bastian Schneider

# Das Loch in der Innentasche meines Mantels

Roman

Sonderzahl

*»Romanhelden erschaffen? Gewiß!  
Aber erst nachdem ich mich selbst  
als einer erwiesen hätte ...«*

**Marcel Bénabou:** *Warum ich keines meiner Bücher geschrieben habe*

KNÖPFE

## **Künstlerstipendium Istanbul an Bastian Schneider vergeben<sup>1</sup>**

Das seit einigen Jahren etablierte Stipendium der Stadt Köln in der Pension Galata in Istanbul wurde trotz der schwierigen Lage in der Türkei auch im Jahr 2017 vergeben. Wie viele deutsche Kulturinstitute erachtet auch die Stadt Köln die Unterstützung der Zivilgesellschaft und Künstlerschaft in politisch schwierigen Situationen als besonders wichtig. Dieses Anliegen teilt sie mit der Vestige d'Écriture Migratoire (VEM), einer Stiftung mit Sitz in Paris, die sich um die Belange geflüchteter Schriftsteller\*innen bemüht und die 2017 erstmalig als Partnerorganisation für das Istanbul-Stipendium gewonnen werden konnte. Zur Entscheidung der Jury schreiben Bettina Fischer, Leiterin des Kölner Literaturhauses, und Prof. Dr. Albert Weiden, Direktor der VEM: »Schneiders Kunst ist die kleine Prosaform, die mit dem sprachlich genau gefassten Detail überrascht und die Wahrnehmung schärft. Diese ›Mikro-Erzählkunst‹, die sich in den Texten seiner bisherigen Bücher zeigt, bedarf der höchsten Genauigkeit in der sprachlichen Gewichtung; und diese gelingt Bastian Schneider mit stilistischer Dichte und philosophischer Tiefenschärfe immer wieder erneut.«

Bastian Schneider will bei seinem Aufenthalt in Istanbul auf seinem künstlerischen Verfahren der genauen Alltagsbeobachtung beharren und dies gerade in einer Zeit, da Künstler und andere Menschen, die der Demokratie verpflichtet sind, Repressalien befürchten müssen. Sein Schreiben, das sich in den Zwischenräumen »zwischen Gedicht, Prosaskizze, Essay und literarischer Collage« bewegt, erscheint der Jury als

<sup>1</sup> Quelle: <https://www.stadt-koeln.de/leben-in-koeln/kultur/kulturfoerderung/kuenstlerstipendium-istanbul-2017>

adäquate Form angesichts der »Inkommensurabilität« des Alltags in einer erwachenden Diktatur – die sich auch als Solidarität gegenüber türkischen Intellektuellen versteht. Eine Bestandsaufnahme, das Bemühen, »besonders jene zu Wort kommen« zu lassen, »die im allgemeinen Geschrei zu verstummen drohen«, scheinen wichtiger denn je. Genauigkeit der sprachlichen Fassung und der gedanklichen Erfassung sind gefragt!

OBERSTOFF

*30. Mai, Atatürk-Airport Istanbul*

Offenbar wurde ich vergessen. Jedenfalls hatte keiner der Fahrer im Empfangsbereich ein Schild mit meinem Namen dabei. Ist es zu viel verlangt, vom Flughafen abgeholt zu werden? Bei der VEM erreiche ich keinen, also warte ich auf den Shuttle-Bus zum Taksim-Platz. Von dort aus ist es zu Fuß wohl nur eine Viertelstunde bis zu der Pension, in der sich das Stipendiatenzimmer befindet.

*später, Pension Galata*

Ich will versuchen, alles, was heute nach meiner Ankunft in Istanbul passiert ist, möglichst genau aufzuschreiben – damit ich es mir später selbst noch glaube: Nach der knapp einstündigen Fahrt die Marmara-Küste entlang bin ich am Taksim-Platz aus dem Bus gestiegen. Die berühmte historische Straßenbahn, die normalerweise von hier aus mitten zwischen den prächtigen Fassaden und den Passanten die ganze İstiklal Caddesi bis zum Tunnel hinunterfährt, wird derzeit restauriert. Und so gleicht die sonst so belebte Einkaufsstraße einer einzigen Baustelle. Also ging ich zu Fuß, den klappernden Rollkoffer in bester Touristenmanier über das holprige Pflaster hinter mir herziehend.

Als ich dem Portier beim Check-in in der Pension meinen Ausweis unter die Nase hielt, schaute er mich zuerst verdutzt und dann prüfend an, woraufhin er schief grinste und mich fragte, ob ich ihn verschaukeln wolle, ich hätte doch bereits heute Morgen hier bei ihm eing\_checked. Jetzt war ich es, der verdutzt schaute, aber zum Grinsen war ich zu müde. Also sagte ich ruhig, dass er sich möglicherweise irre und mit einem anderen Deutschen mit demselben Nachnamen ver-

wechsele, mein Nachname sei in Deutschland schließlich einer der häufigsten. Das wolle er mir gerne glauben, sagte er, aber heute Morgen habe nicht irgendein Mann, der auch Schneider heißt, hier eingecheckt, sondern ein Mann, der Bastian Schneider heißt und – aus einem vor ihm aufgeschlagenen Ordner holte er ein Anmeldeformular heraus und legte es vor sich auf den Tresen – am selben Tag in derselben Stadt geboren sei wie ich. Auch die Ausweisnummer sowie das Ausstelldatum des Ausweises seien identisch und er habe auch ziemlich genauso ausgesehen wie ich, kurz: Ob es nicht doch sein könne, dass ich bereits heute Morgen hier bei ihm eingecheckt und es aufgrund der anstrengenden Anreise vielleicht einfach vergessen hätte.

Zugegeben, ich bin mein Leben lang immer wieder verwechselt worden. Entweder hielt man mich für einen anderen oder jemand anderes wurde für mich gehalten. Das ist natürlich nichts Besonderes, außer dass ich das Gefühl habe, überdurchschnittlich häufig verwechselt zu werden. Aber hier lag nun eine ganz andere, schwerwiegendere Art der Verwechslung vor. Denn wenn der Portier recht hatte mit seiner Behauptung, ich – beziehungsweise ein Mann meines Namens und mit meinem Pass – hätte bereits Stunden vor meiner Landung bei ihm eingecheckt, und wenn ich ebenso recht hatte mit meiner Überzeugung, dieser Mann nicht gewesen zu sein, woran aus meiner Sicht kein Zweifel bestand, dann konnte hier nichts anderes vorliegen als ein perfider Identitätsdiebstahl. Das einzige Problem war, dem Portier begreiflich zu machen, dass ich der richtige Bastian Schneider war und derjenige, den er für mich hielt, ein Hochstapler. Nachdem ich mir das am Empfangstresen stehend klar gemacht hatte, drängte sich die Frage auf, aus welchem Grund sich jemand meine Identität angeeignet haben könnte. Die Antwort lag eigentlich auf der Hand: Der falsche Bastian



Schneider wollte unerkannt ins Land einreisen – warum auch immer –, und er hatte als sein Inkognito rein zufällig mich ausgesucht. Ich dachte an Agententhiller mit eingeschleusten Spionen à la John le Carré. Aber es wäre schon ein sehr stümperhafter Geheimdienst, wenn die Tarnung gleich am ersten Tag auffliegt. Gleiches galt für die organisierte Kriminalität oder eine international operierende Terrorgruppe. Die würden sich einen solchen Fauxpas wohl kaum leisten, dachte ich. Es sei denn, das Ganze diene nur der Verschleierung, dazu, eine falsche Fährte auszulegen, die Spuren zu verwischen, indem man einen vollkommen Unbeteiligten – mich – darein verwickelte. Wie dem auch sei. Um die Sache aufzuklären, gab es nur eine Möglichkeit: Ich musste den falschen Bastian Schneider zur Rede stellen und gegebenenfalls die Polizei zur Hilfe holen.

Der Portier heftete das Anmeldeformular mit »meinen« Daten wieder in den Ordner und schaute mich spöttisch grinzend an, ganz so als hätte er mich durchschaut, sähe mir meinen Spaß aber nach. Offenbar war er wirklich davon überzeugt, ich wäre schon am Morgen hier gewesen. Vielleicht könnte ich das zu meinem Vorteil nutzen, dachte ich, denn ich ging davon aus, dass er mir nicht so ohne Weiteres Zutritt zu dem Zimmer eines anderen Gastes verschaffen würde. Also musste ich ihn irgendwie austricksen. Einem spontanen Impuls folgend, tat ich so, als würde ich taumeln. Ich hielt mich am Empfangstresen fest und holte tief Luft.

»Alles in Ordnung?« fragte der Portier.

»Jaja, der Flug ... ich ... Wie spät ist es eigentlich?« Ich schaukelte ein wenig hin und her und blinzelte mit den Augen, als hätte ich Probleme, sie offen zu halten.

»Kurz vor vier.«

»Aber wie kann das ... ich bin doch schon heute Morgen ...«

»Ganz recht, heute Morgen haben Sie hier bei mir einge-

checkt. Schön, dass Sie sich doch noch erinnern«, unterbrach er mein gespielteres Gestammel.

»Sind Sie sicher, dass es Ihnen gut geht? Soll ich Sie vielleicht auf Ihr Zimmer begleiten?« Ich meinte, er solle sich keine Umstände machen, und ging einen Schritt. Dabei sackte ich ein wenig zusammen. Schon war der Portier hinter dem Tresen hervorgekommen und hatte sich untergehakt, um mich zu stützen.

»Keine Widerrede. Sie sind ja vollkommen durch den Wind«, sagte er bestimmt, packte meinen Koffer und zog mich mit sich in Richtung Fahrstuhl.

»Wie ich sehe, haben Sie Ihr Gepäck abgeholt.« Ich wusste nicht gleich, was er damit meinte, kam dann aber zu dem Schluss, dass der falsche Bastian Schneider wohl ganz ohne Gepäck eingechekkt haben musste.

»Ja ... mein Gepäck«, murmelte ich. »Vielen Dank, ich weiß auch nicht, was ...«

»Das wird schon wieder. Am besten Sie ruhen sich erst einmal aus.«

Er glaubte mir tatsächlich meine Schmierenkomödie. Vielleicht war ihm auch einfach langweilig und er suchte einen guten Grund, seinen Posten kurz zu verlassen. Oder er hatte mich durchschaut und wollte herausfinden, ob es mich wirklich zweimal gab.

Der Fahrstuhl war komplett verspiegelt und kam mir für eine kleine Hinterstraßenpension überdimensioniert vor, was durch die Spiegel noch verstärkt wurde. Eine skurrile Extravaganz. Ich lehnte mich an die rechte Wand und kühlte meine Schläfe, um in der Rolle zu bleiben. Aus den Augenwinkeln sah ich, wie der Portier auf den zweitobersten Knopf drückte, fünfte Etage. Der Fahrstuhl ruckelte und setzte sich langsam in Bewegung. Ich schloss die Augen, spürte mein Herz schneller schlagen und versuchte mir vorzustellen, was als nächstes

passieren würde, konnte aber keinen klaren Gedanken fassen. Anscheinend hatte ich mein Laienspiel zu weit getrieben und war nun selbst davon überzeugt, nicht ganz beieinander zu sein. Jedenfalls war ich auf das Folgende nicht vorbereitet: Als nämlich die Fahrstuhltür aufging, stand da ein Mann direkt vor uns, der mir wirklich ähnlich sah. Sein Bart war vielleicht etwas ordentlicher getrimmt als meiner und er mochte einen halben Kopf größer gewesen sein als ich. Auch das Outfit stimmte nicht: In seinem gut sitzenden dunkelblauen Anzug ging er eher als Geschäftsmann durch, denn als verkrachter Schriftsteller, den ich in Jeans und Leinensakko überm Stehkragenhemd mit abgewetztem Kragen mimte. Wenn er es also darauf abgesehen hatte, mich zu kopieren, war er durchgefallen. Aber auf den ersten Blick hätte man ihn dennoch für mich halten können – oder umgekehrt. Das schien er auch zu bemerken.

Auch der Portier schaute mit großen Augen abwechselnd von mir zu meinem Double und wieder zurück, doch noch bevor einer von uns etwas sagen konnte, schubste uns der Mann mit einer geübten Bewegung tief in das Spiegelkabinett zurück, drückte den obersten Knopf und rannte los. Die Tür schloss sich schneller als wir uns besinnen konnten und der Fahrstuhl ruckelte dem sechsten Stockwerk entgegen.

»Was zum Teufel ...?« brachte der Portier heraus, nachdem wir uns beide wieder aufgerappelt hatten.

»Das weiß ich auch nicht.«

»Wer sind Sie? Was ...?«

»Ich bin Bastian Schneider«, unterbrach ich ihn. »Wer dieser Typ war, weiß ich auch nicht. Aber er hatte es ganz schön eilig.«

Ungeduldig drückte ich die Erdgeschossstaste. Es dauerte eine gefühlte Ewigkeit, bis sich der Fahrstuhl, oben angekommen, wieder auf den Weg nach unten machte. Umso schneller

rasten meine Gedanken. Dabei kreisten sie um die Frage, was das alles zu bedeuten hatte. Und wie es ausgehen würde.

Ich betrachtete mich in einer der Spiegelwände, um zu kontrollieren, ob ich noch der war, für den ich mich hielt. Rein äußerlich bestand da kein Zweifel. Ich rieb mir mit beiden Händen übers Gesicht, massierte meine Augen und schüttelte den Kopf. Je weiter wir nach unten fuhren, desto lauter hörte man tumultartige Geräusche, die aus dem Empfangsbereich zu kommen schienen. Wildes Getrampel und Geschrei. Menschen brüllten durcheinander, schließlich brachten zwei Schüsse die Stimmen zum Schweigen. Wie im Film öffnete sich in diesem Moment die Fahrstuhltür mit einem kurzen Gong. Im nächsten Moment sahen wir uns einem Dutzend gezückter Pistolen gegenüber, wie man es aus überzeichneten Blockbustern kennt. Doch es waren Polizisten, die meisten in Uniform, drei oder vier in Zivil mit schusssicheren Westen, auf denen »Polis« zu lesen war. Reflexartig hob ich die Hände und wurde auch schon zu Boden gedrückt. Die Handschellen waren angenehm kühl auf der Haut. Zwei Polizisten halfen mir auf die Beine, einer der Zivilen trat auf mich zu und schaute mich schweigend und mit zusammengekniffenen Augen an. Dann drehte er sich zu einer Kollegin um, die bei der Eingangstür hockte, und rief sie. Ich folgte seinem Blick und bemerkte einen Mann, der dort gefesselt und fluchend auf dem Boden lag: dunkler Bart, blauer Anzug – *der falsche Bastian Schneider*. Kein schlechter Titel für einen Roman, schoss es mir absurderweise durch den Kopf, aber wer war eigentlich der richtige? Die Polizistin kam zu uns herüber, fasste mich am Kinn und drehte meinen Kopf abschätzend ein paar Mal hin und her, dann sagte sie irgendwas zu ihrem Kollegen, der daraufhin die Augenbrauen hochzog, mir die Handschellen abnahm und sich kopfschüttelnd entfernte. Wenn ich die etwas wirren Ausführungen der Kommissarin

richtig verstanden habe, ist mein Double wahlweise ein Mitglied der türkischen Mafia, ein Scherge Fethullah Güdens, ein IS-Terrorist oder ein Anhänger der PKK. Jedenfalls hat er sich eine falsche Identität zugelegt, um unbehelligt einreisen zu können, »by pure chance« meine, wie sich die Kommissarin in tadellosem Englisch ausdrückte. Man fand schließlich die zerkleinerten Überreste des gefälschten Passes zusammen mit den Schnipseln anderer Pässe im Mülleimer auf meinem Zimmer. Was genau der Mann vorhatte, wurde mir natürlich nicht gesagt. Die Kommissarin meinte nur, ich könne froh sein, dass man mich nicht für ihn gehalten hätte. Dann entschuldigte sie sich für den unsanften Empfang und wünschte mir noch einen schönen Aufenthalt in Istanbul.

Dem Portier war die ganze Sache sichtlich unangenehm. Nachdem die Polizei mit ihren Untersuchungen und Befragungen fertig war, ließ er mir ein neues Zimmer herrichten und brachte mir zur Stärkung etwas Brot, Käse, Tomaten, gegrilltes Gemüse und zwei Flaschen eiskaltes Efes aus dem Imbiss gegenüber. Unsere Blicke kreuzten sich kurz. Wie verabredet schüttelten wir gleichzeitig den Kopf und lachten ungläubig. Wir konnten wohl beide nicht fassen, was da eben geschehen war. Ich bedankte mich für das Essen und das Bier und steckte ihm etwas Trinkgeld zu, das er partout nicht annehmen wollte. Auch das Bier mit mir teilen wollte er nicht. Also sitze ich jetzt allein an dem kleinen Schreibtisch direkt vorm offenen Fenster und proste einem Mann im Haus gegenüber zu, den das offenbar kalt lässt.

Heute früh hat Sonder angerufen. Er wollte wissen, ob ich gut in Istanbul gelandet bin.

»Alles bestens«, meinte ich. Ich war zu müde, um ihm von den gestrigen Eskapaden zu erzählen. Er würde sich nur wieder Sorgen machen und mir vorhalten, dass es fahrlässig sei, gerade jetzt hierher zu kommen.

»Das freut mich sehr«, erwiderte er und machte eine kurze Pause, um das Thema zu wechseln.

»Sag mal, hast du eigentlich was mit diesem Text in *Lettre International* zu tun?«

»Welcher Text?«

»Da steht dein Name drüber. Über diesem Text steht: *Bastian Schneider*. Hast du was damit zu tun?«

»Keine Ahnung, nein.« Ich versuchte, den Teilnahmslosen zu spielen.

»Na dann ist gut, wird wohl ein Zufall sein.« Damit war die Sache für Sonder offenbar erledigt.

»Und was macht der Roman? Hast du meine Anmerkungen schon durch?«

»Ja«, sagte ich. »Jaja. Alles in Ordnung. Danke.«

Nichts ist in Ordnung. Sonder hat nicht viel von meiner ursprünglichen Idee übrig gelassen, und das Schlimmste ist, er hat vollkommen Recht damit. Ich muss die *Story* noch einmal grundlegend umbauen beziehungsweise überhaupt erst so etwas wie eine Story aus den Fragmenten, die ich für einen Roman gehalten habe, zusammenschustern, was mir bisher nicht gelungen ist.

»Hast du nochmal über einen Titel nachgedacht?« hakte Sonder nach. »Bräuchten wir möglichst bald für die Vorschau.«

Offenbar hält er noch an dem ursprünglichen Termin für die Veröffentlichung fest, dabei gibt es doch gar keinen Roman mehr. Ich habe auch keine Ahnung, wie der Roman – oder was auch immer es ist – heißen soll. Ein Buchtitel ist eine heikle Angelegenheit. Verleger suchen immer nach etwas, das die Leser anspricht und sich gut verkaufen lässt, wer will ihnen das verübeln. Aber ich gerate schnell unter den Bann eines Titels und verliere, wenn ich nicht aufpasse, das eigentliche Thema des Buches aus den Augen. Mit dem Titel ist es ganz so wie mit dem ersten Satz, und dem zweiten und so weiter. Scheinbar geben sie die Richtung vor, und dann lenken sie einen doch nur davon ab, was man sagen möchte, wenn man etwas sagen möchte, was ich ganz entschieden nicht vorhabe. Mein Buch hat weder einen ersten noch einen zweiten Satz und ein Thema schon gar nicht, außer das Buch selbst beziehungsweise die Geschichte, wie es zu diesem Buch gekommen sein wird, was zu erklären mir immer schwer fällt, wenn mich die Leute fragen, woran ich gerade arbeite: Ich will ein Buch schreiben, das ich lesen möchte zur Vorbereitung darauf, das Buch erst zu schreiben. Dieses Buch soll eine unaufhörliche Annäherung an sich selbst werden – mehr nicht. Aber ich bin mir ziemlich sicher, dass mir diese Annäherung nicht gelingen wird. Das muss aber nicht zwangsläufig heißen, dass auch das Buch scheitert. Vielmehr führt es mir einmal mehr vor Augen, wie vergeblich es ist, mit einer Sache wirklich fertig werden zu wollen.

*Halbe Sachen*, ging es mir durch den Kopf, während ich mich im Zimmer umschaute auf der Suche nach einem Stichwort, das ich Sonder hinwerfen konnte. Der Titel gefiel mir, war aber zu nüchtern. Ich werde ihn mir aufheben für meine dereinstige Autobiografie, Untertitel: *Aus dem Leben eines Dilettanten*. Da fiel mein Blick auf den Kugelschreiber, den ich von meiner Schwester als Talisman für mein Schreiben

geschenkt bekommen hatte. Der goldene Clip in Form eines Pelikanschnabels funkelte im Licht der ersten Sonnenstrahlen, die durch das Fenster ins Zimmer drangen. Was für ein Satz. *Im Bann des goldenen Pelikans* – so könnte doch ein Hardboiled von Hammett oder Chandler heißen. Ich ließ den Kugelschreiber auf der Schreibtischplatte um sich selbst kreisen. Daneben lag mein kleines Deutsch-Türkisch-Wörterbuch, in dem der Abholzettel der Änderungsschneiderei steckte, bei der ich vor der Abreise meinen Mantel abgegeben hatte – in der Innentasche war ein Loch.

»*Das Loch in der Innentasche meines Mantels,*« sagte ich im Scherz, doch zu meiner Verwunderung sprang Sonder sofort darauf an.

»Mantel ist gut«, meinte er. »Konkret und anschaulich. Hat jeder, kennt jeder. Außerdem denkt man da gleich an Gogol, an Tumbler und natürlich an Nizon. Mit der Innentasche klingt gleich auch ein Geheimnis an. Das kann nie schaden bei einem Buch, da liegt Spannung drin, das macht die Leser neugierig, die Leserinnen selbstverständlich auch. Außerdem öffnet es den Raum für Assoziationen und Interpretationen und den ganzen metaphorischen Kram und die Metaebene und so. Das Buch als Mantel aus Papier mit den Wörtern als Löchern. Wunderbar. Das Loch deutet ja gerade das Abwesende an, das Verschwundene. Das Loch ist der Platzhalter der Abwesenheit, die Anwesenheit der Abwesenheit sozusagen. Und trotzdem ist es einfach nur ein Loch ...«



Im Internet gibt es nur einen kurzen Auszug aus dem Text, der so heißt wie ich. Also habe ich mich nach dem Telefonat angezogen, mein Schreibzeug eingepackt und die beiden Bücher, die ich zur Vorbereitung auf Istanbul schon längst hatte lesen wollen – Fausers unvermeidlichen *Rohstoff* und den *Müßiggänger* von Yusuf Atılgan – und bin zur Türkisch-Deutschen Buchhandlung gegangen in der Hoffnung, hier die aktuelle Ausgabe von *Lettre Internationale* zu finden. In der Pension waren alle Spuren von gestern beseitigt und hinterm Empfangstresen stand ein anderer Portier. Er wischte abwesend auf seinem Smartphone herum. Als er mich bemerkte, schaute er kurz auf und grüßte müde. Ich habe überlegt, ob ich mich nach seinem Kollegen erkundigen sollte, fragte ihn dann aber nach einer aktuellen Tageszeitung. Er reichte mir die *Cumhuriyet* und die *Hürriyet*, die ich im Stehen schnell durchblätterte, aber ich konnte nichts zu den gestrigen Vorfällen finden.

Draußen war es hell und warm. Ich lief durch ein paar Gassen, vorbei an kleinen Teehäusern, Shisha-Bars, Imbissen und Kiosken und war schon auf der İstiklal Caddesi. Die Türk-Alman Kitabevi war nur ein paar Minuten in Richtung Galata Turm. Die Einkaufsstraße war mäßig besucht, aus den Restaurants links und rechts strömte der Geruch von gegrilltem Lammfleisch und Linsensuppe. Ich hatte noch nicht gefrühstückt, aber meine Ungeduld besiegte den Hunger. Erst wollte ich an den Text kommen, danach war immer noch Zeit zum Essen. Ich hatte Glück: Das großformatige Magazin überragte die anderen Zeitschriften im Regal fast um das Doppelte. Ich zog ein Exemplar heraus, ging zur Kasse und bezahlte hastig. Zwar platzte ich vor Neugier, aber ich wollte mich der Lektüre an einem ruhigen Ort widmen. Also steuer-

te ich das Urban Café an, das mir auf halber Strecke zwischen Pension und Buchhandlung in einem ruhigen, schattigen Laubengang aufgefallen war. Dort sitze ich nun an einem der kleinen runden Tische à la Parisienne, rauche und lese:

## BASTIAN SCHNEIDER

EIN INTERTEXTUELLER ERGREIFT DAS WORT AM RAND DER LETZTEN KLIPPE

1  
ICH HEISSE Bastian Schneider und trete, wie nicht anders zu erwarten, maskiert auf. Damit folge ich getreu meiner Maxime *Laratus prodois*, dem Ausspruch, der Descartes dazu diene, seine Denkweise nicht klar offenzulegen. Er wolle sich Probleme ersparen, weshalb er sich auf zwei Ebenen bewege: der des expliziten und der des verborgenen Denkens.

2  
Die beiden Ebenen erinnern mich an die Geschichte der Tagebücher, die Witold Gombrowicz gleichzeitig schrieb: offen das eine; geheim das andere.

Auf der einen Seite war das Tagebuch, das sich am Ende als sein Meisterwerk entpuppte: ein Buch mit einem zutiefst literarischen Grundton, in dem sich auf jeder Seite eine starke Subjektivität mit Hilfe einer erfundenen Person behauptet, die nie die Intimität des Autors verzeht.

Auf der anderen Seite das Tagebuch, das er insgeheim *Kronos* nannte, sein intimes Tagebuch, das erst Jahre nach seinem Tod an die Öffentlichkeit gelangte: die B-Seite, „der Untergrund“, seines Meisterwerks.

*Kronos* war quasi das Negativ zum literarischen Diskurs seines Tagebuchs; es enthielt die knappe Beschreibung einer von allem entblößten Existenz, schlicht und einfach das Leben des Autors des offiziellen Tagebuchs: das Leben ohne Schnörkel, ohne Umschweife oder Beschönigungen; das Leben, so wie es ist, hart, grausam, planlos und ohne Stil, am Rande des Abgrunds, und führte dem potentiellen Leser so die nackte Wahrheit vor Augen, die wir normalerweise mit unserem literarischen Schreiben verbergen. Das Leben ohne alles.

3  
Das Leben ohne alles. Es ist ein Lebensstil ähnlich dem, den ich hier pflege in diesem Haus, das von Mal zu Mal verlassener, von Mal zu Mal ohne alles annimmt und von Sekunde zu Sekunde dem Abgrund millimeterweise näher rückt. Ein Haus, das mich seinerzeit in eines in Paris urweit der Rue de Vaugirard erinnerte, wo ich einige Wochen lang lebte und in dem es ebenfalls kaum etwas Nennenswertes gab, keine Möbel, keine Bilder; der Boden war mit einem Kokostepich ausgelegt. Die Fenster hatten weder Gardinen noch Rollläden. Das nackte Leben, ohne alles, hart und grausam. Als mich eine Freundin besuchte, Yoshiko Hirayama, sagte sie mir, „Ein alter Schulz würde sich wunderhübsch machen in diesem Raum.“

Ein Schuh! Manchmal denken die Leute Dinge, die sich in einem anderen Radius zu bewegen scheinen als unser Verstand. Ich bat sie, sich klarer auszudrücken, doch sie weigerte sich. Es war, als fürchtete sie, ich könnte herausfinden, woher sie diesen Spruch hatte. Seit dem Tag meiner Begegnung mit Yoshiko Hirayama dachte ich immer: „Sieh da, die Frau, die die Quelle ihrer Sprüche geheimhält.“ In gewisser Weise wurde sie für mich zu einer seltsamen Ikone meines nicht minder seltsamen, fast unsichtbaren Amtes.

4  
Mein Amt – Sammler literarischer Zitate – hat irgendwann meine vordem in sich ruhende Persönlichkeit verborgen.

Ich heiße Bastian Schneider und bin Assistent eines Autors, für den ich lediglich der Lieferant aus dem Kontext gelöster Sätze bin. „Der Interextuelle“ nennt er mich. Letztlich werde ich nie mehr sein als das, der „Interextuelle“, da ich nur der Assistent einer Sparte seines Werkes bin.

Ich bin sein Beschaffer literarischer Zitate, die ich ihm alle – in zuvor abgewandelter Form – von Zeit zu Zeit abliefern. Dabei ist mein Ton stets bescheiden, denn in meinem Alter werde ich mir nichts mehr vormachen: Ich besetze das Negativ seines Bildes als Autor. Gewiß, das ist vielleicht gar nicht so schrecklich. Wer weiß, ob ich nicht eines Tages, zum Beispiel gleich heute, aus dem Negativ dieses Bildes heraus werde sprechen können.

5  
Da fällt mir ein Aphorismus von Kafka im Dorf Zúrau ein: „Das Negative zu tun, ist uns noch auferlegt; das Positive ist uns schon gegeben.“

6  
Noch nie hat er etwas für mich getan, ja ich wurde von Tag zu Tag zweitrangiger für ihn. Ich altere in diesem kleinen heruntergekommenen Dorf; an das er sich von Zeit zu Zeit nur erinnert, um es als einen *ausgestorbenen, nichtszugewandten Ort* zu beschreiben. Doch trotz allem ist es ihm nicht gelungen, mich völlig zu vernichten, denn eine verborgene Kraft – der Schutzheiliger der Interextuellen – hat mir geholfen, zu überleben und sogar noch genügend Zeit zu finden, um auf eigene Faust die Welt der literarischen Zitate weiter zu ergründen, und mich allmählich zu einem Fanatiker auf der Suche nach Bereichen werden lassen, wo man, wenn es darum geht, etwas zu erschaffen, *radikal unoriginiell* sein kann.

7  
Mein Lieblingsbuch ist – wie es vielleicht gar nicht anders sein könnte – Hugo von Hofmannsthal *Buch der Freunde*. Darin enthalten sind, vermischt mit Texten des Autors, von „Freundesstimmen“ verfasste Aphorismen, einige hundert Sinnsprüche anderer, die vollkommen im Einklang mit Hofmannsthal's eigener Weltanschauung stehen.

8  
Die Originalität dieses Planeten kann ich nirgendwo entdecken. Und was ich da sage, leitet sich nicht nur aus meinem Amt als intertextueller Assistent ab, sondern auch von meinem ewigen Eindruck, daß alles, was man auf Erden sehen kann, die Kopie von etwas ist, das seinerseits die Kopie einer anderen Kopie war. Ich selbst bin nur der Abklatsch anderer, die vor mir bereits ebensolches mutmaßten. Machen wir uns also nichts vor. Hier ist alles falsch, angefangen beim Planeten. Sich in einer Welt ohne erkennbaren Ursprung für ursprünglich zu halten ist folglich nichts als Verlangen, sich verborgene Illusionen zu machen. Dessen eingedenk, habe

ich eines Tages beschlossen, Nägel mit Köpfen zu machen und, wenn ich schon nicht auch nur im Traum daran denken kann, nach Originalität zu streben, mich zumindest einer extremen Haltung zuzuwenden. Seither habe ich die Neigung, möglichst *radikal unoriginiell* zu sein.

9  
Eine Radikalität, die zugegebenermaßen indirekt aus dem niedrigen Intelligenzgrad resultiert, den wir Menschen nach meiner Wahrnehmung zu bieten haben, denn ich beweifle, daß wir das *höchste* physische und mentale Entwicklungsstadium erreicht haben, das je in den unendlichen Sphären von Raum und Zeit vorgekommen ist.

10  
Ich heiße Bastian Schneider, und meiner Ansicht nach wird die Realität von Hunderten von Codes und sich überlagernden Narrativen gebildet, von jeglicher Art von Fiktionen, die auf andere Fiktionen zurückgehen und diese wiederum auf andere. Ich bilde mir nicht ein, etwas zu äußern, das noch nie jemand vor mir geäußert hat. Bereits Nietzsche sprach vor mehr als einem Jahrhundert in ähnlichen Worten von der Realität. Und die gleiche Aussage meine ich gerade heute wieder im Radio aus dem Mund von Tom McCarthy gehört zu haben. Man denke auch an John Cages Komposition, die er so inszenierte, daß er zwölf unterschiedliche Radios gleichzeitig laufen ließ. Auch John Cage war einer derer, die glaubten, wenn es darum geht, etwas zu erschaffen, müsse der Künstler in der Lage sein, ein Betätigungsfeld zu finden, auf dem er *radikal unoriginiell* sein kann. Alles deutet darauf hin, daß er sich sein Leben lang ganz dieser Suche verschrieben hat. Er gehörte zu denen, die glauben, daß man nicht einmal von Kopie reden kann, denn, wie einmal jemand sagte, dessen Name mir entfallen ist, „gerade weil es kein Original gibt, gibt es keine Kopie und auch keine Wiederholung des Gleichen“.

Zwar habe ich vergessen, wer das gesagt hat, aber was ich genau weiß, ist, daß ich nicht den Vergleichlichen mime, nur um meine Zitate verfälschen zu können. Derlei Schliche habe ich nicht nötig, und überhaupt bläse ich nie meine Zitate, ich schreibe sie nur ein wenig um. Schon seit Jahren verändere ich Sätze, die ich höre oder lese mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der ich vor einem Monat hier in diesem, heute schon fast

»Bastian Schneider – *Ein Intertextueller ergreift das Wort am Rand der letzten Klippe*«. Bedeutungsvolle Worte, etwas umständlich vielleicht, aber mit einem dunklen Hauch von Geheimnis. Der Erzähler nennt sich Bastian Schneider und sagt, er trete maskiert auf. Er gibt vor, von Berufs wegen einem anderen Schriftsteller Zitate für dessen Romane zu liefern. Seine Ausführungen gipfeln in der Behauptung, es gäbe keine Originalität, weswegen er es sich zur Maxime gemacht habe, *radikal unoriginell* zu sein. Um das zu untermauern, streut er immer wieder Zitate anderer Schriftsteller, Künstler und Philosophen ein. Am Ende verschwindet er zwischen den Gräbern von Gerard de Nerval und Honoré de Balzac auf dem Père Lachaise im Regen.

Nachdem ich den Text, der genauso heißt wie ich, gelesen hatte, drehte sich alles in meinem Kopf. Ich legte die Zeitschrift auf den Tisch, sah mich nach einem Kellner um und bestellte einen Mokka mit Raki – Caffè corretto à la turque sozusagen. Ich stürzte den Raki runter, wartete, bis das Brennen nachgelassen hatte, und schlürfte den süßen Mokka langsam und mit geschlossenen Augen. Erst ein leibhaftiger Doppelgänger und nun auch noch ein literarischer – das war einfach zu viel auf einmal. Ich zahlte und ging zurück zur Pension. Dort aß ich eine Kleinigkeit und ruhte mich aus. Danach las ich den Text noch zweimal gründlich durch. Geschrieben hat ihn der spanische Schriftsteller Enrique Vila-Matas. Ich stöberte auf seiner Website herum, las mich quer durch alle möglichen Einträge, Rezensionen und Klappentexte und bekam das Bild eines zwar renommierten, aber eher sperrigen Autors, den man wohl als *writers writer* bezeichnen kann. Seine Bücher arbeiten sich alle an literarischen Vorbildern ab und nehmen mehr oder weniger offensichtlich Bezug auf deren Schreiben: *Bartleby & Co.* (Melville), *Paris und kein Ende* (Hemingway), *Dublinesk* (Joyce). Und nun also *Bastian Schneider*, ein literarisches Verwirrspiel zwischen Autor und Erzähler, bei dem der Prozess des Schreibens und die Literaturhaftigkeit der Geschichte offenbart werden. Mit anderen Worten: ein Text, der nichts weiter behauptet, als Literatur zu sein, ohne sich an einen wie auch immer gearteten Realismus preiszugeben und der gerade dadurch umso mehr Wirklichkeit erzeugt. Im Moment geht es mir aber gar nicht darum, was Literatur ist und was nicht. Sondern: Wer ist dieser Enrique Vila-Matas? Hat er irgendwas mit den Ereignissen vom Vortag zu tun und wenn ja, was? Und welche Rolle spielte bei all dem – ich?